

dtv

Viele Angehörige der älteren Generation erinnern sich noch daran, wie die Nazis ihre Kindheit mißbrauchten, ohne daß sie dies damals erfassen konnten. Wie aber erlitten die Söhne und Töchter jüdischer Eltern diese Zeit? Inge Deutschkron, in Berlin aufgewachsen, mußte erfahren, was es heißt, ein jüdisches Kind zu sein. Zunächst bedeutete dies nur, nicht mit Gleichaltrigen spielen zu können, vom Schwimmen- und Sportunterricht ausgeschlossen zu sein, mehrmals die Schule zu wechseln und in andere Stadtviertel umziehen zu müssen. Allmählich kommt die Angst vor Verhaftungen hinzu, und bald wird der Familie klar, daß es sich um eine planmäßige Diskriminierung handelt, an deren Ende die totale Menschenverachtung und Mord stehen. Der Ausbruch des Krieges verhindert die Emigration. Ab 1941 mußten die Juden den gelben Stern tragen, die ersten Deportationen unter den 66 000 Berliner Juden setzten ein. Die verzweifelte Angst vor dem offenbar unausweichlichen Schicksal wurde übermächtig. Für Inge Deutschkron und ihre Mutter begann nun ein Leben in der Illegalität, unter fremder Identität, lebensbedrohend für sie selbst wie für ihre Freunde, die ihnen in menschlicher Solidarität Beistand gewährten. Nach Jahren der quälenden Angst vor der Entdeckung haben sie schließlich den bürokratisierten Sadismus des nationalsozialistischen Systems überlebt: zwei unter 1423 Juden in Berlin, die dem tödlichen Automatismus entronnen sind.

Inge Deutschkron, 1922 in Finsterwalde (NL) geboren, war nach dem Krieg 1945 Sekretärin in der Zentralverwaltung für Volksbildung in Berlin. Nach acht Jahren Aufenthalt in England und Reisen u. a. nach Indien und Israel seit 1955 freie Journalistin in Bonn, seit 1958 Mitarbeiterin der israelischen Zeitung ›Maariv‹, die sie 1960 zur Deutschland-Korrespondentin ernannte. 1966 erwarb sie die israelische Staatsangehörigkeit und arbeitete seit 1972 bis zu ihrer Pensionierung 1987 in der Redaktion von ›Maariv‹ in Tel Aviv. 1989 Premiere am Berliner Grips-Theater von ›Ab heute heißt du Sara‹ (nach: ›Ich trug den gelben Stern‹). Seither zu Vorträgen, Lesungen und Besuchen häufig wieder in Berlin. Von Inge Deutschkron erschienen zuletzt ›Sie blieben im Schatten‹ (1996) und ›Emigranto. Vom Überleben in fremden Sprachen (2001).

Inge Deutschkron
Ich trug den gelben Stern

Mit 19 Abbildungen

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Inge Deutschkron
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Mein Leben nach dem Überleben (30789)

Ungekürzte Ausgabe
April 1985
21. Auflage Mai 2006
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

© 1978 Verlag Wissenschaft und Politik
Berend von Nottbeck, Köln

ISBN 3-8046-8555-2

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN-13: 978-3-423-30000-1

ISBN-10: 3-423-30000-0

Inhalt

»Du bist Jüdin«	9
Wechselvolle Schulzeit	23
Der 9. November	34
England antwortet nicht	44
In Berlin gehen die Lichter aus	56
Blindenwerkstatt Otto Weidt	70
Vorhof der Hölle	81
Die »Listen«	90
Untergetaucht	103
Von einem Versteck ins andere	113
In »Sicherheit«	127
Ausgebombt	136
Menschliches, Allzumenschliches	147
Nazis und andere	157
Flüchtlinge aus Guben	164
»Bleib übrig«	174
Danach	182

Berlin - Wilmersdorf, den 24. 10. 45

Meinem Pops!

Warten !! Weisst Du, was es heisst zu warten, zu warten auf etwas, das vor 1 Jahr noch unerreichbar, ja ungläublich schien und jetzt greifbar nah sein müsste und es doch nicht ist?

Und um Dir hier klar zu machen, wie sehnsüchtig wir auf ein Lebenszeichen von Dir haben - es wurde einer sechs, ja bald sieben Jahre entbehrt~~er~~ Liebes-
nung gleichen - will ich versuchen nachträglich für Dich ein Tagebuch zu führen damit Du mitleben kannst, was uns in diesen furchtbaren Jahren unserer Trennung hier geschah. Ich hoffe dass ich noch nichts vergessen habe. Selbst war es mir unmöglich, in den Jahren unseres illegalen Aufenthalts irgendwelche Aufzeichnungen machen zu können, die Gefahr von der Gestapo doch eines Tages

entdeckt zu werden, war zu gross. Einbe-
gonnenes Tagebuch ist bei einem Bomben-
angriff verbrannt, und so werde ich
mich nun auf mein Gedächtnis verlassen,
ich glaube aber dass es kaum ein ~~Rei-~~
gnis sein könnte, das mir entfallen
~~einiges, das man nicht als solches~~
~~einmal~~. Solche Ereignisse und man
sie je im Leben vergessen können? Ge-
fahren die man wunderbarerweise über-
wunden, Abschiede, die man von Menschen
nehmen musste von denen man wusste,
dass in ihnen Tod lag.

Ein Brief Inge Deutschkrons an ihren Vater in England, nachdem Angst und Schrecken des Überlebens im Berliner Untergrund überstanden waren. Aus ihrem hier angekündigten Bericht über die Jahre der Trennung ist dieses Buch entstanden.

»Du bist Jüdin«

»Du bist Jüdin«, hörte ich die Stimme meiner Mutter. »Du mußt den anderen zeigen, daß du deshalb nicht geringer bist als sie.«

Was war das, eine »Jüdin«? Ich fragte nicht danach, denn meine Aufmerksamkeit galt dem, was sich auf der Hufelandstraße im Berliner Nordosten abspielte, auf die ich aus dem Fenster meines Zimmers schaute. Das tat ich gerne, denn obgleich die Hufelandstraße nur eine stille Nebenstraße war, gab es für ein zehnjähriges Mädchen viel zu beobachten. Ich sah anderen Kindern beim Spielen zu. Meine Eltern hatten mir untersagt, auf der Straße zu spielen. Sie meinten, dort lauerten zu viele Gefahren für ein kleines Mädchen. Das Verbot erschien mir sehr hart. Obgleich ich alle Kinder bei ihrem Namen kannte, konnte ich an ihren Spielen nur aus der Ferne meines Beobachtungspostens teilnehmen. Das war bitter.

Meine Mutter bemühte sich darum, mir verständlich zu machen, was sie gesagt hatte. Ich weiß heute nicht mehr, welche Erklärung sie mir gab. Ich weiß nur, daß ich sie nicht verstand. Aber auch zu einem späteren Zeitpunkt unterließ ich es, auf dieses Thema zurückzukommen und auf eine Erläuterung zu drängen. Ich fühlte, daß ich damit für sie wie für mich Konflikte heraufbeschworen hätte. Ich hatte zu diesem Zeitpunkt – Anfang des Jahres 1933 – andere Probleme, die mich viel unmittelbarer berührten. Der Übergang in die höhere Schule stand bevor.

Der Direktor des Königstädtischen Oberlyzeums in Berlin NO, den meine Eltern mit mir aufgesucht hatten, um mich anzumelden, war offensichtlich überrascht gewesen zu erfahren, daß ich die ersten vier Schuljahre in einer weltlichen Schule im Norden Berlins absolviert hatte, in der Religion nicht auf dem Lehrplan stand und der Unterricht in einer Form gehalten wurde, die viel freier und moderner war als zu jener Zeit üblich. So hatte er nicht ohne Sarkasmus festgestellt: »Ach was, eine weltliche Schule hat Ihre Tochter besucht?!« Nach diesem Gespräch hatte meine Mutter mir gesagt: »Du mußt es ihnen zeigen, daß eine weltliche Schule eine ebenso gute, ja eine bessere Schule ist als die anderen.« Diese mütterliche Mahnung war mir sehr viel verständlicher als die Enthüllung, daß ich Jüdin sei.

Ich wußte, daß meine Eltern Sozialisten waren, und ich identifizierte mich mit ihren Anschauungen wie jedes Kind, das in

einem harmonischen Familienleben heranwächst. Mein Vater war Funktionär der SPD, und seine Freizeit – über die er als Lehrer reichlich verfügte – gehörte ebenso selbstverständlich der Partei, wie es selbstverständlich war, in allen Lebensäußerungen ein bewußtes und kompromißloses Bekenntnis zum Sozialismus abzulegen, etwa Mitglied der Volksfürsorge zu sein, beim Konsum einzukaufen usw.

Die politische Überzeugung meiner Eltern teilte sich mir nicht nur mit, sie machte mich selbstbewußt und stolz. Es mag seltsam klingen, aber zu meinen schönsten Kindheitserinnerungen gehört nicht irgendeine Ferienreise oder ein kindliches Vergnügen, sondern die Tatsache, daß ich gemeinsam mit den Erwachsenen in einem verräucherten Hinterzimmer einer Berliner Kneipe sitzen und helfen durfte, Wahlflugblätter zu falten. Auch die Teilnahme am sogenannten Symbolbummel, bei dem sich Sozialdemokraten auf verkehrsreichen Straßen »zufällig« begegneten und einander mit dem Ruf »Freiheit« grüßten, war für mich ein stolzes Vergnügen. Die Kundgebungen am 1. Mai im Berliner Lustgarten ließen mich die Begeisterung spüren, die politisch engagierte Menschen beseelt und stark und einig machen kann.

Natürlich war mir die Zuspitzung des politischen Kampfes zu Beginn der dreißiger Jahre nicht entgangen. Dieser Atmosphäre konnte sich keiner entziehen, der an den politischen Vorgängen jener Zeit teilnahm. Nachdrücklich hatten sich mir die verschiedenen marschierenden Kolonnen eingeprägt: Die Kommunisten mit ihren roten Fahnen, die Schalmeien ihrer Spielmannszüge klangen mir sehr anmutig; die Männer vom Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold gehörten zu uns, das machte sie mir sympathisch; die militärisch exakt ausgerichteten braunen Kolonnen der SA waren mir unheimlich. Der Anblick eines tödlich verletzten Kommunisten, der, seiner Sinne nicht mehr mächtig, die Straße entlangtorkelte, in der Kommunisten und Nazis aufeinandergestoßen waren, hat sich mir unauslöschlich eingeprägt. Er verband sich für mich mit den Berichten über Straßen- und Saalschlachten, die sich die politischen Gegner – auch Kommunisten und Sozialisten – in jenen Jahren lieferten und über die ich in der Zeitung las.

Wer die Nazis waren, was sie taten und wollten, erfuhr ich aus den Äußerungen meines Vaters: »Hitler – das bedeutet Terror, Diktatur, Krieg!« Im letzten freien Wahlkampf vor der Machtübernahme Hitlers gönnte er sich keine Rast. »Berlin

bleibt rot!« rief er beschwörend in Wahlversammlungen und spontanen Straßenkundgebungen Teilnehmern und Passanten zu. Sein Engagement ließ auch nicht nach, als ein Miteinwohner im Flur unseres Hauses von einer Kugel verletzt worden war, die meinem Vater geglitten hatte.

Obgleich ich Einzelheiten und Zusammenhänge nicht kannte und übersehen konnte, spürte ich doch die Spannung, die damals mein Elternhaus und auch die Straße beherrschte. Als anlässlich der Reichstagswahl am 5. März 1933 das Leuchtplakat »Wählt Liste I« an unserem Balkon durch Steinwürfe zerfetzt wurde, begriff ich intuitiv, daß wir, auch ich, in den Kampf mit einbezogen waren.

An jenem Abend des 31. März 1933 schaute ich von meinem Fensterplatz nicht wie sonst spielenden Kindern zu. Es fiel mir schwer, mich zu konzentrieren. Mich beunruhigte das unbestimmte Gefühl der Gefahr. Ich wußte, daß die Nazis für den morgigen Tag, den 1. April, den Boykott jüdischer Geschäfte als erste öffentliche Maßregelung von Juden geplant hatten. Immer wieder blickte ich in die Richtung der Kneipe an der Ecke Esmarchstraße und Pasteurstraße, die ich von meinem Fenster aus nicht sehen konnte. Ich wußte, daß dieses Lokal von Nazis bevorzugt wurde. Unwillkürlich lauschte ich auf den schnellen Schritt meines Vaters, der längst hätte zu Hause sein müssen. Auch meine Mutter war beunruhigt. Ich hörte, wie sie wiederholt die Wohnungstür öffnete und in das Treppenhaus und die mit Marmor getäfelte Eingangshalle lauschte. Dann trat meine Mutter ins Zimmer, zog mich vom Fenster fort und hieß mich, barscher, als sie gewiß wollte, mit unserem Mädchen Lotte Domino spielen. Sie selber blieb am Fenster zurück und starrte wie zuvor ich auf die dunkle Straße.

Ich saß bei unserem Mädchen und nahm lustlos die Domino-Steine auf. Da schrillte die Glocke der Wohnungstür. Meine Mutter erschien im Türrahmen und schaute mit starrem Blick auf unser Mädchen. Lotte saß regungslos da. In diesem Augenblick schien unsere Angst Gestalt anzunehmen und das Zimmer erdrückend auszufüllen. Dann sagte meine Mutter sehr beherrscht: »So öffnen Sie doch.« Lotte ging zur Tür. Kaum hatte meine Mutter die Stimme eines unserer politischen Freunde gehört, stürzte sie in den Flur und zog ihn in ein anderes Zimmer. Alles, was ich noch hören konnte, waren die Worte: »Ihr Mann muß sofort verschwinden!«

Der Besucher blieb nur wenige Minuten. Dann sah ich, daß

auch meine Mutter sich zum Ausgehen bereit machte. Die Angst schnürte mir die Kehle zu. Aber ich fragte nichts. Es war, als sähe meine Mutter mich gar nicht. Sie erklärte, scheinbar völlig ruhig, sie wolle meinen Vater aufsuchen, der gewiß noch mitten in der Abiturientenprüfung stecke. Sie werde bald wieder zurück sein. Ohne ein weiteres Wort der Mahnung oder der Erklärung schloß sie die Wohnungstür hinter sich. Lotte hatte stumm genickt. Sie mag nicht älter als 18 Jahre gewesen sein. Ich weiß nicht, wer von uns beiden damals mehr Angst gehabt hat. Wir wandten uns wieder dem Domino zu, aber wir konnten uns nicht auf das Spiel konzentrieren. Immerzu horchten wir auf jeden Schritt im Treppenhaus und sahen uns verstört an, wenn es nicht der Klang eines gewöhnlichen Halbschuhs zu sein schien.

Ich weiß nicht, wie lange wir so gesessen hatten. Ich weiß nur, daß es längst Nacht geworden war, als meine Mutter zurückkehrte. Wieder schien sie ganz ruhig, als sie uns erzählte, mein Vater würde die Nacht bei Freunden verbringen. Eine Begründung dafür gab sie nicht, und ich begriff, daß es besser wäre, keine weiteren Fragen zu stellen. Ohne Widerspruch ließ ich mich zu Bett schicken. Aus meinem Zimmer konnte ich aber noch hören, wie sie unserem Mädchen sagte: »Dr. Ostrowski ist verhaftet worden und auch Herr Weber. Keiner weiß, was noch alles kommen mag. Ich werde einen Koffer mit den nötigsten Sachen bereitmachen. Es wird besser sein, wenn wir alle morgen nicht hier schlafen.«

Zum ersten Mal waren zwei Männer aus dem engeren Freundeskreis meiner Eltern verhaftet worden, und auch mein Vater war offensichtlich gefährdet. »Die Nazis weisen heute abend ständig auf Ihre Wohnung«, hatte der Besucher meiner Mutter gesagt. Jeder kannte uns in dieser Gegend und unsere politische Einstellung.

Verhaftungen – das Wort hatte ich die letzte Zeit oft genug gehört und gelesen, aber es war doch ein abstrakter Begriff geblieben. An diesem Abend erhielt es für mich eine beängstigende Wirklichkeit. Damals galten die Maßnahmen der Nazis noch in erster Linie ihren politischen Gegnern und erst in zweiter den Juden. Die meisten Juden in Berlin waren politisch nicht aktiv. Das politische Engagement meines Vaters wurde von den wenigen jüdischen Freunden, die er noch aus seiner Studienzeit hatte, nicht verstanden und geringschätzig belächelt. Gelegentlich äußerten sie auch die Ansicht, daß allein

Hitler Ordnung in das politische Durcheinander der Weimarer Republik bringen könnte. Die Verhaftungen jener Tage bezeichneten sie als »Übergriffe«.

Die Nacht zum 1. April verlief ruhig. Am nächsten Morgen kehrte mein Vater zurück. Mir fiel nichts Ungewöhnliches an ihm auf. Er schien heiter, und fast übermütig erzählte er, daß ihm der Vater einer Schülerin aus Freude darüber, daß seine Tochter das Abitur bestanden hatte, ein Nachtquartier angeboten hätte, als ihm die Sorgen meiner Eltern bekannt wurden. Es war ein unpolitischer jüdischer Arzt, der meinem Vater sein Sprechzimmer für die Nacht zur Verfügung stellte. Wir mußten bei seiner Erzählung über das unbequeme Lager auf der Untersuchungscouch, umgeben von ärztlichen Instrumenten und einem Skelett, das seltsame Schatten geworfen hatte, herzlich lachen. Was sich damals drohend andeutete, hatte für uns alle noch allzusehr den Anschein des Einmaligen, des Unwirklichen, ja des Kuriosen. Keiner von uns konnte ahnen, daß wir eines Tages für eine solche Unterkunft von Herzen dankbar sein würden.

Draußen marschierten sie »... mit ruhig festem Tritt ...«. Demonstrativ zerrissen sie in unserer Straße die schwarzrotgoldene Fahne der Weimarer Republik in kleine Fetzen. Andere trugen Spruchbänder und Schilder mit den Parolen: »Deutsche, kauft nicht bei Juden. Das Weltjudentum will Deutschland vernichten. Deutsches Volk, wehr Dich ...!« Das konnte ich aus dem Fenster unserer Wohnung mit ansehen. Auf die Straße gingen wir an diesem Tag nicht. Meine Eltern hatten Wichtiges zu tun. Die Türen der beiden schweren Bücherschränke im sogenannten Herrenzimmer standen weit aufgerissen. Auf dem gewaltigen schwarzen Schreibtisch, an dem mein Vater die Hefte seiner Schüler korrigierte, türmten sich Broschüren, Papiere und Bücher in wüstem Durcheinander. Schonungslos lichtete meine Mutter die Reihen der Bücher, während mein Vater ein wenig hilflos und unglücklich daneben stand. Bücher gehörten zu den heiligsten Besitztümern meiner Eltern. Ein Buch war das erste Stück gewesen, das sie sich nach ihrer Heirat gemeinsam angeschafft hatten. Noch blieben die Werke der politischen Klassiker wie Marx und Engels von der Aussortierung unberührt. Sie erhielten lediglich andere Plätze, an denen sie nicht sogleich ins Auge fielen. Damals meinten auch meine Eltern noch, daß die Existenz dieser Werke und ihre Lehren doch nicht einfach geleugnet werden könnten. Wichtiger schien es,

jene Broschüren mit militantem politischem Inhalt, die Aufforderungen zum Kampf gegen den Nationalsozialismus enthielten, und die provokatorischen Reden, die mein Vater in säuberlich gebündelten Manuskripten aufbewahrte, zu beseitigen. Um jedes Pamphlet gab es so etwas wie einen kleinen Kampf zwischen meinen Eltern. Wenn mein Vater ein bereits zur Vernichtung verdammtes Bändchen aufnahm, noch einmal darin blätterte und zweifelnd fragte: »Meinst du wirklich?«, dann konnte meine Mutter, die stets die Aktivere von beiden war und ein fein entwickeltes Gespür für Gefahren hatte, geradezu unwirsch reagieren.

In unregelmäßigen Abständen erschien Lotte mit einem gewaltigen Waschkorb im Herrenzimmer, um einzusammeln, was meine Mutter aussortiert hatte. Bücher und Schriften, die von meinen Eltern stets sorgsam bewahrt worden waren, packte Lotte nun rücksichtslos und warf sie in ihren Korb. Während meine Eltern nach der Radikalrevision der Bücherschränke den Inhalt des Schreibtisches einer ebenso rigorosen Prüfung unterzogen und damit einige Stunden beschäftigt waren, mußte sich Lotte um die Vernichtung der Bücher und Manuskripte bemühen. Das wäre in der Waschküche, die sich im Keller des Mietshauses befand, gewiß ein leichtes gewesen, aber das hätte sowohl bei der Portierfrau wie auch bei den Nachbarn unweigerlich Verdacht erregt.

Über Nacht hatte sich das Mißtrauen in unser Leben eingeschlichen. Wie unsere Nachbarn dachten, das wußten wir nicht. Über einen unverbindlichen Gruß im Treppenhaus hinaus hatte es keine Kontakte gegeben. Konnten wir sicher sein, daß aus so indifferenten Nachbarn über Nacht nicht überzeugte oder opportunistische Anhänger der neuen Ordnung geworden waren? Dann aber bedeuteten sie eine Gefahr für uns, deren Gegnerschaft zum Nationalsozialismus nie geleugnet worden war. Früher hatten wir uns nicht darum gekümmert, wes Geistes Kind der Nachbar war. Nun beobachteten wir unwillkürlich, ob in seinen Bewegungen, seinen Blicken etwas entdeckt werden konnte, was auf seine Einstellung schließen ließ.

Nein, es war undenkbar, die unumgängliche Vernichtung der aussortierten Bücher und Schriften gewissermaßen vor dem Forum aller Nachbarn in der Waschküche vorzunehmen. Das konnte und mußte in unserem Küchenherd bewältigt werden. Er war diesen Papiermassen nicht gewachsen. In kürzester Zeit war unsere Küche vom Qualm erfüllt. Das ergab ein neues

unerwartetes Problem. Wir konnten nicht wagen, den Qualm durch unser Küchenfenster in den Hof abziehen zu lassen. Die Bewohner der Hinterhäuser hätten Verdacht geschöpft und uns Polizei oder Feuerwehr ins Haus geschickt. Diese Hinterhäuser, die als Seitenflügel und Quergebäude den engen Hof umschlossen, hatte ich nie betreten. Ich wußte nur, daß dort arme Leute lebten, ohne daß der Begriff Armut recht klar war. An diesem Tag erschienen die Hinterhäuser mit Leben erfüllt. Aus Rundfunkgeräten dröhnten Marschmelodien in den Hof. In den Treppenhäusern herrschte geschäftiges Kommen und Gehen.

Lotte scheuchte mich vom Küchenfenster fort, das nur einen Spalt offenstand, um wenigstens einen Teil des Rauches unauffällig abziehen zu lassen. Wie eine Hexe aus dem Märchen stand Lotte am Herd, Gesicht und Hände geschwärzt vom Ruß und verzweifelt darum bemüht, den Papierberg zu »verarbeiten«. Ich verließ die Küche mit der strengen Mahnung von Lotte, ja nicht wiederzukommen oder die Küchentür offenstehen zu lassen. Es war äußerst ungemütlich für ein kleines Mädchen, das an dem geschäftigen Treiben der Erwachsenen nicht teilnehmen durfte und ihnen im Wege stand, das aber auf seine Weise sich vor dem Unbestimmten fürchtete, das diese unverständlichen und unheimlichen Aktivitäten veranlaßte. Wer hätte mir damals erklären können, was 1933 in Deutschland vor sich ging? Warum Menschen wegen ihrer Rassenzugehörigkeit, ihres Glaubens oder ihrer politischen Überzeugung verfolgt, erniedrigt und gepeinigt wurden? Habe ich es später verstanden? Ich glaube nicht.

Als die Flammen im Kochherd erloschen und das letzte Papier zu Asche verglommen war, atmeten wir auf. Meine Mutter überlegte bereits, was als nächstes getan werden mußte. »Sobald es dunkel wird, fahren wir nach Spandau«, entschied sie. Das hörte ich gerne. In Spandau wohnte Tante Elsa Hannes, eine Schwester meines Vaters, mit ihrem Mann. Sie hatten selber keine Kinder und verwöhnten mich bei jeder Gelegenheit. Die Hannes waren wohlhabende Leute, denen in Spandau ein Herren- und Knabenbekleidungshaus gehörte. Bei ihnen gab es im Überfluß, was in unserem sparsamen Beamtenhaushalt nur selten auf den Tisch kam.

Am Abend dieses 1. April verließen wir das Haus. Wir vermieden jedes laute Geräusch. Fast schlichen wir uns davon. Nach dem Lärm des Tages, nach Trommeln, Querpfeifen und

Marschmusik war die Stille des Abends fast spürbar. Wir trafen nur wenige Menschen auf der Straße. An einigen jüdischen Geschäften waren Spuren des Geschehens zu erkennen. Ein Davidstern in weißer Ölfarbe auf eine Schaufensterscheibe gemalt oder Glasscherben auf dem Pflaster vor einem Geschäft, die darauf hindeuteten, daß es hinter den herabgelassenen Rolläden keine Scheiben mehr gab. Das war alles, was wir an diesem Abend sehen konnten. Ich bin überzeugt, daß meine Eltern sich angesichts dieses friedlichen Abends fragten, ob wir nicht auch hätten zu Hause bleiben können und ob alles, was wir in den letzten Tagen erlebt hatten, nicht mehr als ein böser Spuk war, der so schnell, wie er gekommen war, wieder verschwinden würde.

Was wir in Spandau zu hören bekamen, wirkte ebenfalls beruhigend. Gewiß, SA-Posten hatten vor dem Geschäft von Onkel Hannes gestanden. Einer dieser SA-Männer hatte sich sogar entschuldigt: »Es ist nur so eine Maßnahme . . .« Gute Kunden hatten, ohne belästigt zu werden, das Geschäft betreten können. Es herrschte eine seltsame Stimmung an jenem Abend. Es war, als hätte die Hoffnung, daß alles doch noch gut werden könnte, ein Stückchen Wirklichkeit gewonnen.

Nach diesem Ausflug nach Spandau, der mehrere Tage gedauert hatte, waren wir wieder in unsere Wohnung zurückgekehrt. Mir schien es dennoch nicht mehr das gleiche »Zuhause« zu sein. Mit ihm verband sich nicht mehr das einstige Gefühl der Geborgenheit. Immer wieder horchte ich auf Schritte im Treppenhaus, als könnten sie eine nahende Gefahr ankündigen. Meine Eltern schienen nicht mehr so besorgt zu sein. Einige unserer Freunde waren aus der Gestapo-Haft in der Prinz-Albrecht-Straße entlassen worden. Ich hörte nur Bruchstücke ihrer Berichte: » . . . da war ein langer Gang, durch den ich rennen sollte, und als ich ihrem Befehl nicht schnell genug folgte, schlugen sie aus allen Richtungen auf mich ein, bis ich wie bewußtlos dahintorkelte . . .« Andere schwiegen über ihre Erlebnisse, und wieder andere gelangten nie mehr in die Freiheit. Sie wurden sofort in ein Konzentrationslager eingewiesen, und nur die wenigsten von ihnen überlebten. Der Begriff Konzentrationslager hatte damals noch nicht die Bedeutung erlangt wie heute. Hinter vorgehaltener Hand wurden Namen genannt: Oranienburg oder Dachau.

Eine Woche später erhielt mein Vater ein Schreiben des Provinzialschulkollegiums. Es enthielt die Mitteilung, daß das erste

von der neuen Reichsregierung gegen ihre politischen Gegner und gegen Juden erlassene Gesetz auch gegen meinen Vater angewandt wurde. Ich sehe ihn noch heute vor mir, wie er erblaßte und jeden Satz, jedes Komma dieses Schreibens genau studierte, als könnte er in ihm doch noch einen anderen Sinn finden. Der Text war eindeutig. Das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums bestimmte die Entlassung all derer aus dem Staatsdienst, deren »politische Betätigung nicht die Gewähr dafür bot«, daß sie jederzeit rückhaltlos für den Nationalstaat eintreten würden, und solcher, die nichtarischer Abstammung waren, sofern sie nicht als Frontsoldaten im Ersten Weltkrieg gedient hatten. Mein Vater hatte als Freiwilliger am Ersten Weltkrieg teilgenommen. Mit Stolz hatte meine Großmutter stets erwähnt, daß ihre drei Söhne ihre Pflicht gegenüber dem »Vaterland« erfüllt hätten. Auf meinen Vater traf also jene Bestimmung des Gesetzes nicht zu, die sich gegen »nichtarische« Beamte richtete. Seine politische Einstellung und Betätigung waren der Grund seiner Entlassung. Diese gesetzliche Maßnahme bedeutete für die davon Betroffenen praktisch die Vernichtung ihrer beruflichen Existenz. Von einem Tag zum anderen waren sie ihrer Posten enthoben und wurden damit zunächst arbeitslos. Drei Monate wurden ihnen noch die vollen Bezüge belassen, danach sollte denjenigen, die über zehn Jahre im öffentlichen Dienst gestanden hatten, das Recht auf drei Viertel ihrer Pension zugestanden werden. Ob und wie sie wieder in den Arbeitsprozeß eingegliedert werden sollten, blieb völlig offen.

Unsere jüdischen Freunde, die nicht von den neuen Gesetzen betroffen worden waren, klopfen meinen Eltern auf die Schulter und meinten, es würde sich schon irgendeine Lösung aus der Misere finden lassen. Jemand wie Hitler hätte schließlich kommen müssen, um der Arbeitslosigkeit und der Ausbeutung Deutschlands durch die Alliierten ein Ende zu machen. So hätte es doch nicht weitergehen können. Sie zitierten dann das Beispiel Mussolinis und die Trockenlegung der Pontinischen Sümpfe. So und nicht anders würde es mit Hitler auch werden.

Daß auch unter Mussolini Menschen ihrer Gesinnung wegen hatten sterben müssen, wurde in diesem Zusammenhang nicht erwähnt. Für diejenigen, die schon damals Deutschland verließen, weil ihnen die neuen Gesetze keinerlei Existenzmöglichkeiten boten, hatten die meisten Juden in Berlin nur ein mitleidiges Lächeln übrig. Wie konnte man sich nur so von Panik

erfassen lassen! Auch meinen Eltern erschien der Gedanke an eine Auswanderung absurd. »Ich bin schließlich preußischer Beamter, der nicht einfach alles im Stich lassen kann«, meinte mein Vater.

Die Hoffnung, daß sich in nicht allzu ferner Zeit alles wieder zum Besseren wenden könnte, war keineswegs erloschen. Überdies galt auch für die Juden in Deutschland das Gesetz der Gewöhnung. Man gewöhnte sich an die Tatsache, als Jude diskriminiert zu werden. Man nahm es hin und richtete sich ein. Der Grundsatz, daß Juden, die im Ersten Weltkrieg gedient hatten, nicht zu maßregeln seien, sofern sie nicht politisch antinationalsozialistisch engagiert waren, wurde im wesentlichen eingehalten. Um die »privilegierte« Stellung dieser Juden zu betonen, wurde ihnen noch im August 1935 »im Namen des Führers und Reichskanzlers« das von Hindenburg gestiftete Ehrenkreuz für Frontkämpfer zur Erinnerung an den Ersten Weltkrieg überreicht. Auch mein Vater wurde aus diesem Anlaß auf unser Polizeirevier in der Grolmannstraße bestellt. Es war eine groteske Situation: Vor ihm, dem wegen seiner politischen Einstellung gemaßregelten Juden, salutierten die diensthabenden Polizeibeamten, um ihm für seinen Einsatz im Ersten Weltkrieg zu danken. Mit Handschlag gratulierten sie ihm zu der Ehrung, die sie im Auftrag des Führers und Reichskanzlers vornehmen durften. Die vom Polizeipräsidenten Berlins unterzeichnete Ehrenurkunde befindet sich noch heute im Besitz meines Vaters. Allerdings galt diese Sonderstellung der ehemaligen Frontkämpfer nicht für die Provinz, wo Ausschreitungen auch vor ehemaligen Frontkämpfern nicht haltmachten.

Die politischen Parteien und die Gewerkschaften waren zer schlagen, ihre Führer verhaftet. Widerstand einzelner gegen die Übermacht des Staates schien sinnlos zu sein. Der Massenrausch der Sieger hielt an. Der 1. Mai 1933 war für uns besonders schwer zu ertragen. Gewaltige Marschblöcke von HJ, SA, SS zogen durch Berlin. Spielmannszüge begleiteten sie mit Marschmusik. Immer wieder von neuem brandete Gesang auf: »Es zittern die morschen Knochen . . .« oder » . . . wenn's Judenblut vom Messer spritzt, dann geht's noch mal so gut . . .«. Wir schlossen an diesem 1. Mai die Fenster, um nicht zu hören, wie dieser Tag von den neuen Machthabern politisch verwandelt und geschändet wurde.

Die durch die vorzeitige Pensionierung erzwungene Untätigkeit war für meinen Vater eine schwer erträgliche psychische

Belastung. Ihm war zwar Dreiviertel seines Ruhegehalts zugebilligt worden, aber es reichte nicht aus, den Lebensunterhalt zu bestreiten. Was sollte er tun? Er konnte sich nicht in dieser neuen Situation zurechtfinden. Freunde, die sich in einer ähnlichen Lage wie er befanden, holten ihn aus seinen Grübeleien. Überdies konnte es nachteilig sein, sich ständig zu Hause aufzuhalten. So verlagerte sich unser Leben im Sommer 1933 in eine jener zahlreichen Berliner Schrebergartenkolonien. Freunde meiner Eltern, der einstige Gewerkschaftsfunktionär und Metallarbeiter Kurt Hähnel und der einstige Stadtrat und Drucker Hans Weber, besaßen eine solche Laube mit dazugehörigem Gartenland. Dort traf sich ein kleiner Kreis jener, die wie meine Eltern wegen ihrer politischen Betätigung vom sogenannten Dritten Reich ausgeschlossen worden waren. Dazu gehörte der Tischler Paul Garn, ein großer, kräftiger Mann mit gütigen Augen. Auch er war wegen seiner Aktivität für die SPD arbeitslos geworden. Für ihn war damit eine Welt zusammengebrochen. An Hans Weber erinnere ich mich nur als an einen hageren, ergrauten Mann, der selten lachte. Er schien über die Ereignisse und Vorgänge, deren Zeuge er geworden war, mehr zu meditieren, als daß er entschlossen Stellung bezogen hätte. Meine ganze Sympathie gehörte dem hünenhaften Kurt Hähnel und seiner Frau. Beide waren wohl die Jüngsten in diesem Kreis und fanden trotz ihrer eigenen Sorgen immer wieder auch ein gutes Wort für mich. Aber das war es nicht allein, was sie mir so sympathisch machte. Von ihnen ging Energie und Bereitschaft zum Kampf aus, während die anderen sowie auch mein Vater resignierten. An Wochenenden erweiterte sich dieser Kreis ehemaliger Kampfgefährten aus der SPD. Ich erinnere mich besonders an den Sattler Jakob Hein und an die Familie Richard Junghans, weil unsere Verbindung zu ihnen auch später nicht abriß. Die Männer beschäftigten sich mit Gartenarbeit oder spielten Skat. So verging der Sommer 1933 in den Lauben von Webers und Hähnels.

Natürlich beherrschte die politische Lage und ihre Entwicklung alle Gespräche in diesem Kreis. Jeder der Betroffenen war der Überzeugung, daß der nationalsozialistische Spuk im Höchstfall drei Monate dauern könnte. Auch das war die seltsame Blüte einer irrealen Hoffnung, denn die gleichen Menschen hatten zuvor ihre deutschen Mitbürger vor Hitler gewarnt: »Hitler bedeutet Krieg!« Nun war Hitler an der Macht, und nichts deutete zunächst darauf hin, daß ihm diese Macht genommen werden könnte.

Meine Eltern beschlossen, in eine Gegend Berlins umzuziehen, in der sie und ihre politische Einstellung nicht bekannt waren. In einem Gartenhaus in der Uhlandstraße im Westen Berlins fanden sie eine kleinere Wohnung. Der Zufall wollte es, daß ein auch aus politischen Gründen suspendierter Rektor einer weltlichen Schule, Walter Rieck, in dem gleichen Haus in der Uhlandstraße eine Wohnung über uns bezog. Durch seine Vermittlung konnte bald darauf einer seiner Kollegen, Dr. Thaus, dem das gleiche Schicksal widerfahren war, ebenfalls in eine Wohnung dieses Hauses einziehen. Für unsere drei Familien brachte das erhebliche Vorteile mit sich. Allein die neue Nachbarschaft von Gesinnungsgenossen war in diesen schwierigen Zeiten von großem Wert. Alle drei Familien hatten zunächst mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn die dreiviertel Pension bot keine ausreichende materielle Basis. Dr. Thaus übernahm Adressenschreiben als zusätzliche Einnahmequelle. Wir alle halfen bei dieser mühseligen Arbeit, sobald wir Zeit dazu fanden. Ich tat es im Unterschied zu den Erwachsenen gern. Frau Jenny Rieck begann wieder zu schneiden und ernährte damit ihre Familie. Mein Vater gab Ausländern Deutschunterricht. Zu seinen Schülern gehörten vornehmlich chinesische Studenten, die zu jener Zeit in großer Zahl an der Berliner Universität studierten. Als er später eine andere Beschäftigung fand, übernahm Dr. Thaus diese Nachhilfestunden.

Den Mitbewohnern unseres Hauses konnte der enge Kontakt dieser drei Familien nicht entgehen. Es verging kein Tag, an dem wir nicht in einer der drei Wohnungen zusammenkamen. Dabei wurden natürlich in erster Linie die innen- und außenpolitischen Vorgänge und Ereignisse diskutiert. Als der Röhm-Putsch am 30. Juni 1934 bekannt wurde, schien sich der Zusammenbruch des Hitler-Regimes anzukündigen. Im engsten Kreis um Adolf Hitler hatte die Selbstzerfleischung offensichtlich begonnen.

Uns störte es nicht, daß die enge Beziehung zwischen diesen drei Familien von anderen im Haus beobachtet wurde. Die neue Umgebung, in der uns niemand kennen konnte, hatte uns die Gefahren vergessen lassen, die mit einer politischen Gegnerschaft gegen das neue Regime verbunden waren. Wir wurden sehr unsanft daran erinnert, als eines Morgens zwei Beamte der Geheimen Staatspolizei erschienen und einen Haussuchungsbefehl vorwiesen. Meine Mutter und ich waren allein zu Hause.